

ZEITLUPE

von

HANS W. SCHUMACHER



Kurzgeschichte – Nach einem wahren Ereignis.
Geschrieben in Bristol (England) 1959.
Erstveröffentlichung in *Erfahrungen I, eine Anthologie,*
Jahrbuch des Literarischen Arbeitskreises
am Deutschen Seminar der Freien Universität Berlin,
herausgegeben von Hans W. Schumacher, Berlin
(Themenverlag) 1978, S. 207 ff.

Ergänzt durch einige Seiten
mit Bezug auf ein Ereignis im Sommer 1944 im
Bombenkrieg in Koblenz aus den
»Memoiren, Stand 9. 5. 2015«



Hans W. Schumacher (rechts)
und Bruder Wolfgang nach
dem Krieg in der Wohnung Uhland-
straße 1, Koblenz-Oberwerth

In diesem vielleicht etwas willkürlich herausgehobenen Moment steht die Fünf-Zentner-Bombe etwa 40 cm von der Oberkante eines Eßzimmerfensters entfernt im Raum. Sie ist dort nur ein Gegenstand unter vielen anderen. Sieht man davon ab, daß ihre Gegenwart neu ist und einzigartig in diesem Ensemble von Luft, Wänden, Dächern, Kaminen, Bäumen und Ästen, so ist doch hier schon öfters ein fliegendes Objekt gesehen worden, vielleicht eine Schwalbe, ein von bösen Buben geworfener Stein oder ein Stück Papier, das in den Hof hinabsegelte, der heute im schönsten Sonnenschein daliegt. Es ist überhaupt ein wundervoller Tag des Jahres 1944, lauer Sommerwind bewegt duftige Tüllgardinen an Fenstern, die geöffnet scheinen, um Licht und Luft hineinzulassen.

Zwischen dem augenblicklichen Ort der Bombe vor dem Fenster im 1. Stock des typisch deutschen Mietshauses und der Stelle im Keller, wo sie detonieren wird, sind es etwa 30 m Luftlinie. Die Bombe liegt schräg, ist 1,50 m lang und 35 cm breit und hat das charakteristische Aussehen einer Bombe. Man braucht das niemand lang und breit zu erklären. Man sieht es auf den ersten Blick, man hat das sozusagen im Gefühl. Bei ihrem Anblick treten die Augen aus dem Kopf, der Mund wird trocken, das Gehirn beginnt zu brennen, die Glieder erfaßt ein unwiderstehliches Beben, man starrt darauf, möchte wegsehen und kann es doch nicht.

Ihre zylindrische Form mit den bekannten Leitflächen am hinteren Ende, die garantieren sollen, daß sie mit dem Zünder zuerst auftrifft, ist von jener nüchternen Zweckmäßigkeit, die die Objekte des technischen Zeitalters zu prägen pflegt. Einen gewissen Gegensatz dazu bildet die lustige Aufschrift in gelber Farbe *Good day and good bye to you Nazibastards, yours sincerely Henry*.

Henrys „Vogel“, wie er seine Vickers-Wellington nennt, hat sich seit dem Abwurf ungefähr 250 m weiter bewegt und noch weitere „Eier“ fallen lassen, die wie Tropfen an einer unsichtbaren Schnur über der Stadt pendeln, von der auch aus 2000 m Höhe noch erkennbar ist, daß ihre Lage am Strom wonderful ist. Henry denkt, nach dem Krieg werde ich da unten mal eine Dampfertour machen. Tante Evelyn hat mir so viel von den romantischen Städtchen und Burgen vorgeschwärmt. Aber erst einmal muß ich hier heil rauskommen, und er betrachtet mißtrauisch die weißen Schrapnellwölkchen der Luftabwehr, die aber zum Glück die Höhe seines Geschwaders nicht erreichen.

Die Bombe glänzt im Sonnenlicht, ihr Schatten fällt auf die ockergelb verputzte Wand des Hauses. In der Verkürzung sieht ihr Schatten aus wie eine überdimensionale Runkelrübe. Nicht weit darunter, nahe dem Speisezimmerfenster steht ein frischgedeckter Tisch, dessen Mittelpunkt von einer buntbemalten Kaffekanne eingenommen wird. Die Kanne hütet eine Herde wertvollen, alten Geschirrs, das zur Feier des Geburtstags der Tochter des Hauses – sweet seventeen, hübsch und intelligent – aus dem Glasschrank genommen wurde, wo es mit anderen hundertjährigen Sachen in einer Art Dornröschenschlaf dahindämmerte, neben Miniaturen der Großeltern in Silberrahmchen, Korallenketten, Rubingläsern, Elfenbeinschnitzereien, silbernen Zuckerdosen und anderem Zeugs, das sich im Laufe der Familiengeschichte angesammelt hat: einer vergilbten Lutherbibel, einem vergoldeten Opernglas, Urgroßvaters

Pfeife mit Troddeln, Großmutter Elisabeths Lorgnon (zusammenlegbar), einer eingelegten Holzschachtel mit den Milchzähnen von Vera, die heute Geburtstag hat und ihres zwei Jahre jüngeren Bruders Rüdiger. Niedliche Sentimentalitäten. Frau Messel hat unter Hinopferung großer Mengen von Lebensmittelmarken sowie der Bestechung des Bäckers mittels einer Flasche Sliwowitz, die ihr Mann aus dem Jugoslawienfeldzug mitgebracht hatte, zwei Torten herstellen lassen, zu deren Verzehr man aber nicht gekommen ist. Sie stehen noch köstlich unberührt mit der Jahreszahl 17 in falscher Sahne geschmückt auf dem glänzenden Damasttisch Tuch, denn die Sirenen haben die Festgäste in den Schutzkeller gescheucht.

Auf das Geburtstagskind wartet der mit Blümchen dekorierte Platz, neben dem als Geschenk Goethes Gedichte liegen, die Vera nicht nur las, weil sie gerade in der Schule dran waren. Kürzlich hatte sie ein Faible für klassische Literatur entdeckt und Goethes „Willkommen und Abschied“ ging ihr unter die Haut, hatte sie doch gerade ihr erstes heimliches Rendezvous hinter sich. Von ihrem Platz aus sieht man zu dem weit geöffneten Fenster hinaus, vor dem befremdlich die blaugraue Bombe mit der gelben Schrift steht.

Der Tisch von deutscher Wertarbeit, ist eigentlich viel zu wuchtig für normale Ansprüche, man kann schon sagen, daß er nie richtig auf die Probe gestellt worden ist. Mit seinen krummen Beinen steht er da wie ein lebendiges Wesen, einladend und vertrauenerweckend. Er scheint zu sagen, komme was da wolle, ich nehme es auf mich. Und es drängt sich ja wirklich genügend Schönes und Nahrhaftes auf ihm herum. Solide Vorkriegsware, als das Handwerk noch zu stolz war, Pfusch herzustellen. Überhaupt ist nichts im Zimmer, was der technischen Nüchternheit der Bombe irgendwie gleichkäme. Alles ist irgendwie altmodisch, verschnörkelt, gemütlich, aufgeputzt. So hat es Frau Sabine gern. Spitzenkanten hier und dort, geblünte Kissenbezüge

auf dem Biedermeiersofa, Schondeckchen, wo Fetthaare die Sesselkanten berühren könnten, Perserteppiche, deren intrikates Muster die Augen verwirrt, Brücken, die die spärlichen Parkettlücken überdecken, eine dunkle Anrichte im Jugendstil mit Kristallvasen und -schüsseln bekrönt, darüber ein Ahnenbild: Urgroßvater Friedrich Wilhelm Messel in der Uniform der Feldjäger, dunkelhaarig und mit freundlich träumerischem Blick in eine imaginäre Ferne schauend. Die gemütvoll langweilige deutsche Mittelgebirgslandschaft hinter ihm liegt im rötlichen Abendlicht. Ein dicker Kachelofen nimmt die Zimmerecke ein. Er wird von der Küche her beheizt. Alles blitzt, obwohl die Kriegsputzmittel so miserabel sind. Alle Dinge in der Wohnung stehen da mit einer friedvollen Beharrlichkeit und Bestimmtheit, als gehörten sie gerade dort und nirgendwo anders hin.

Eine hundertstel Sekunde später hat sich bis auf die Zerstörung von Mutti Messels schöner Kaffeekanne nicht viel geändert. Die stählern blitzende Bombe hat sie leider voll getroffen. Die Scherben des mit einer Rosenknospe gezielten Deckels, der Schnauze, des prächtigen Henkels und des blümchenbemalten Bauches stehen wie ein Schwarm Schmetterlinge über dem Tisch, der Inhalt, guter, schwarzer, echter Bohnenkaffee (den zu organisieren Leutnant Messel fast das Kriegsgericht riskiert hatte) ist dabei, sich über die Tischdecke, ein Aussteuerstück, zu ergießen. Eine fürchterliche Schweinerei, wie soll man das wieder herauskriegen!

Der Eintritt der Bombe in das Zimmer hat sich mit unförmlicher Selbstverständlichkeit vollzogen. Jetzt ist sie nun einmal da und fast nicht mehr wegzudenken. Der kleine Defekt, den sie verursacht hat, hat sie seltsamer Weise beinahe heimisch werden lassen. Mit Fremden geschieht so etwas öfter. Man ist ihnen gegenüber solange frostig reserviert, bis diese vor Verlegenheit irgendetwas Ungeschicktes anrichten. Unter Entschuldigungen und Beteuerungen, daß es nichts ausmache, werden so erste Bande geknüpft, die dann

oft bis zum Tode halten. Dieser wird allerdings nicht mehr lange auf sich warten lassen, denn die Berührung des Zünders mit der Rosenknospe auf dem Kaffeekannendeckel hat den empfindlichen Mechanismus ausgelöst, der nach einer kurzen Verzögerung die unter dem Stahlmantel verborgene Sprengmasse zur Explosion bringen wird. Doch äußerlich ist jetzt noch nichts zu bemerken.

Die Gegenwart der Bombe über dem Frühstückstisch und im Kanneninneren erregt niemand, denn Dinge sind sowohl fühllos als auch zum Denken unfähig. Frau Messel, die 25 m davon entfernt im Keller sitzt, ahnt noch nichts von dem Unglück. Sie wird es bald erfahren, denn die Bombe macht sich selbst auf den Weg, ihr die Nachricht zu überbringen. Ob sie aber die Betrübnis und die Bitterkeit über den Verlust der Kanne, des reichen Geschirrs, des Barocktischs, der Damastdecke, des Glasschranks, des Goethe in Maroquinleder, der Weingläser, Karaffen usw. wird aufbringen können, ist noch die Frage.

In der Tat wagt man für den Tisch, so solide er auch aussieht, nichts mehr zu hoffen. Eine weitere hundertstel Sekunde später ist er zusammengebrochen, zermalmt, zersplittert, mitsamt dem zerfetzten Tischtuch, dem Geschirr, den zerquetschten Torten, herumwirbelnden Sahnekännchen, verbogenen Silberlöffeln, Kuchengabeln und Tortenhebern, die dem Gast durch ein plötzlich in der Decke entstandenes zwei Meter breites Loch in den Herrensalon des Junggesellen und Oberlandesgerichtsrats Dr. Mansfeld folgen.

Der Einbruch der Bombe in die samtene Stille tabakparfümierter Dämmerung wirkt wie der Sturm des Pöbels ins Schloß von Versailles. Der Kometenschweif von Scherben, Tortenresten, Kalkmörtel, zersplitterten Leisten, Parkettholz, Balken, Tischbeinen und Teppichfetzen, den sie hinter sich herzieht, ist indignierend. Würdige Entrüstung zeigt demzufolge auch die Marmorbüste des Hausherrn, dessen adlerhafter Ausdruck die Miene wiederzugeben scheint, die

Dr. Mansfeld beim Urteilsspruch aufzusetzen pflegt. Heute früh hatte er dazu mehrfach Gelegenheit gehabt. Ein invalider Hausmeister hatte einen dummen Witz über die Frontbegradigungen in der Ukraine gemacht. Wegen Wehrkraftzersetzung wurde er zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein polnischer Fremdarbeiter kam nicht so gut davon. Er hatte ein Paar kaputte Stiefel von einem Trümmergrundstück genommen. Und auf Plünderung steht die Todesstrafe.

Die Bombe zertrümmert unparteiisch Büste, Sockel und Schreibtischplatte, bohrt sich durch Aktenbündel mit wohlbegründeten Urteilen, die sich augenblicklich mit den Torrenresten mischen und nun in dem Loch verschwinden, das die Bombe in die Kellerdecke geschlagen hat. Sie scheint vor der Tür des durch Bohlen und Balken abgestützten Schutzraums auftreffen zu wollen, höchste Zeit, sich den Insassen des Kellers zuzuwenden, ehe es zu spät ist.

Ihre Gestalten verlangen keine besondere Aufmerksamkeit. Sie sind unter der Hülle der Kleider nicht bemerkenswerter als die anderer Menschen auch, selbst kleinere Unterschiede wie Neger (schwarze Haut, Kraushaar) oder Juden (krumme Nase, widerliche, dekadente Intelligenz) sie vielleicht haben mögen, geben zur Unterscheidung nichts Wesentliches her. Frau Messel ist nachweislich Arierin und zum Glück ihre Tochter auch. Der Oberlandesgerichtsrat hat mit Mühe und Not eine jüdische Großmutter verheimlichen können, sonst stünde er jetzt an der Ostfront und hätte nicht dies verantwortungsvolle, staatserhaltende Amt, das ihm eigentlich Gerechtigkeit besonders bei der Verteilung von Nahrungsmitteln hätte nahelegen müssen. Trotz der Knappheit hat er einen gesunden germanischen Speck bewahrt, der besonders stark von der delikaten Unterernährtheit und blassen Farbe Fräulein Messels absticht.

Vera rezitiert, ohne es zu wollen, automatisch Verse von Goethe, doch etwas hindert sie am Atmen, ihre Hände liegen wie Steine im Schoß, ihr ist, als ginge ein Brand durch

die Wirbelsäule. Doch wird sie nie auf den Gedanken kommen, daß an ihrer Fortexistenz berechnigte Zweifel aufkommen könnten. Das Leben ist einfach in ihr, auch wenn die Angst sie fast in die Wand, and die sich preßt, verwandelt, während das Dröhnen von tausend Flugzeugmotoren die Mauern vibrieren läßt und der Boden von den sich nähernden Explosionen bebt und schwankt wie ein Schiff im Sturm.

Ihre Mutter sitzt ihr gegenüber auf einem wackeligen Korbessel neben dem Stützbalken und ist ihr fern und fremd wie nie im Leben, sie würde gern die drei Schritte zu ihr hinüber machen und sich in ihrem Schoß verbergen, aber es sind Kilometer dahin, sie wagt nicht aufzustehen und ihren sicheren Platz zu verlassen. Aber wieso denn sicher? denkt sie plötzlich alarmiert, aber sie haftet an dem Küchenstuhl wie angenagelt. Nein, es wird nie geschehen! Was denn? Und sie verwechselt ihre Hoffnungen mit ihren Ängsten, und dann will sie sich ganz stark an etwas erinnern, aber sie weiß nicht an was, und etwas fällt ihr dann ein, und sie sagt es ganz langsam, und was sie sagt, trägt sie davon so leicht und frei wie der weiße Blitz, der aus der Kellerwand bricht und ihr den ganzen tiefen Sinn erklärt: *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen ...*

Der Oberlandesgerichtsrat hat ganz stark das Empfinden, alles sei ein Traum. Er ruft sich das immer wieder zu und schneidet gut dabei ab. Er ist wirklich mit sich selbst zufrieden und findet, daß er an der Somme 1916 weit weniger Haltung bewahrt hat. Da merkt er plötzlich, daß sein Fleisch nicht will. Es ist so etwas wie eine wachsende Auflehnung in ihm, er sieht an sich herunter und fühlt sich ganz nackt. Es ist keineswegs beschämend, denn Frau Messel und ihre halberwachsene Tochter sind für ihn nichts als Besenstiele, und überhaupt scheint alles aus Holz zu sein. Auch das flackernde Licht ist aus Holz und die gekälte Wand, alles scheint nur eine dünne Baracke zu sein, und er

sitzt da ganz allein und schutzlos wie in seiner Hüttensauna im Hunsrück, und er sieht an sich herunter und hat soviel Leib, soviel Fleisch, er sitzt da mit zusammengekniffenen Kinn- und Pobacken und wartet, daß man vergesse, daß er vorhanden ist und dann war ihm, als bräche der Ofen der Sauna auf, rasende Hitze umflammte ihn und er sagte sich: Es ist nur ein Traum.

Frau Messel erinnerte sich noch rechtzeitig, daß sie die Fenster offengelassen hatte, damit die Scheiben nicht kaputtgehen, wenn die Druckwellen kommen und daß sie das Gas zuggedreht hatte. Hoffentlich passiert dem alten Geschirr nichts, erstens wäre es schade, weil es von ihrer Großmutter stammte und zweitens kriegt man jetzt sowieso kein neues Geschirr mehr. Aber daß man auch gar nichts hat auslagern können, die Bonzen haben natürlich das Wertvollste aufs Land schaffen lassen und ihre Familien dazu. Aus Frankreich ließen sie sich Champagner kommen, einmal haben wir ja auch eine Flasche auf Bezugsschein gekriegt, aber was war das schon, wo wir doch den Krieg gegen Frankreich gewonnen haben, könnten sie einem schon mehr zu essen zuteilen. Wenn nur das Licht nicht ausgeht, im Dunkeln habe ich Angst. Wenn der Schmitz, der widerliche Blockwart, nur nicht rauskriegt, wo wir den Kaffee und die Torten für Veras Geburtstag herhaben, sie kann es wirklich vertragen, mal was hinter die Rippen zu bekommen, wie sieht sie so dünn aus und wie fett der Mansfeld ...

Als die Feuerwehr sich durch den Schutt gewühlt hat, findet sie unter den Trümmern drei tote und vier überlebende Hausgenossen. Eine der Toten ist eine junge Französin, die das Unglück hatte, sich in einen deutschen Besatzungssoldaten zu verlieben und vor den Morddrohungen ihrer patriotischen Landsleute zu den Eltern ihres Freundes nach Deutschland floh. Tot sind auch Frau Messel und ihre hoffnungsvolle Tochter. Der kleine Rüdiger war also elternlos allein zurückgeblieben, denn sein Vater war, ohne daß die

Familie es wußte, schon zwei Tage zuvor im Balkankrieg gefallen. Rüdiger hatte an dem betreffenden Morgen eine seltsame Vorahnung gehabt und war trotz des heftigen Protests seiner Mutter, die ihn beim Geburtstagskaffee dabeihaben wollte, mit der Hitlerjugend aufs Land gefahren. Dr. Mansfeld erlitt schwere Verbrennungen, ein Bein mußte amputiert werden, doch er kam davon, weil er in blendender körperlicher Verfassung war. Die Kürzung seiner Pension nach der Entnazifizierung wird durch eine schöne Kriegsofferrente mehr als wettgemacht.

Auszüge aus den »Memoiren, Stand 9.5.2015«

Einige Seiten, die ein Ereignis im Sommer 1944 beschreiben, als der Bombenkrieg Koblenz erreichte, Stammort der Familie Schumacher seit der Versetzung des Vaters 1943 nach Koblenz.

Unsere Wohnung lag im zweiten Stock der Johannes-Müller-Straße 11. Wenn man aus dem Fenster nach Westen schaute, konnte man den Bahnhof von Koblenz in 200 m Entfernung sehen. Mutti hatte ein schlechtes Gefühl, als sie das bemerkte. Sie ahnte, daß man versuchen würde, den Bahnhof zu bombardieren, und daß für uns „Kollateralschäden“ zu erwarten waren. Man nannte das damals nur noch nicht so. Ihre Befürchtungen waren leider nur zu berechtigt. Das Haus wurde viermal getroffen.

Die Wohnung war ziemlich groß, schätzungsweise 120 qm mit fünf Zimmern, Küche, Bad, Speisekammer. Unter dem Dach im dritten Stock war noch ein Mansardenzimmer, in dem ich schlief, wenn Wolfgang von Rüsselsheim, wo er als Flakhelfer diente, nach Hause kam.

. . . .

Zuerst blieb unser Viertel verschont, jedenfalls gab es keine größeren Schäden, als die durch Brandbomben hervorgerufenen. Aber je näher die Einschläge der 5-Zentner-Bomben kamen, um so mehr vergrößerte sich meine Angst. Manchmal bebte und hob sich das ganze Haus, als würde es gleich in sich zusammenfallen, die Mauern wankten und der Unterleib wurde von einem unbeschreiblichen Gefühl heimgesucht. Es ist grauenhaft. Es geht noch über das Gefühl und die Scham hinaus, sich in die Hose zu machen. Wer es nie empfunden hat, kann es nicht verstehen. ... Wir saßen oder lagen also in dem von Holzbalken gestützten Luftschutzbunker, der eine Eisentür aufwies, die man mit Hebeln schließen konnte. Jeder Hausbewohner hatte seinen für ihn reservierten Platz, einen Stuhl, einen alten Sessel, eine Pritsche.

. . .

Mutti bekam am Tag der Invasion, dem 6. Juni 1944, meine kleine Schwester Gisela. Ende September beschloß Vati, an einem Sonntag zusammen mit mir und Wolfgang in den Hunsrück zu fahren, um dort ein Ausweichquartier für uns zu suchen. Ich lehnte es jedoch ab, mitzufahren, ich wollte bei Mutti bleiben und außerdem war ich gerade dabei, einen Karl May zu lesen, der mich sehr fesselte. Ich wachte sehr früh auf, weil es so hell war, und las bis etwa sieben Uhr. Plötzlich hielt ich inne, dachte an die Bomben am Tag davor, und dann kämpften zwei Gefühle in mir, die Angst vor dem nächsten Angriff und die Lust, weiter zu lesen. Je länger der Streit dauerte, um so schauerlicher wurde mir zumute, schließlich sträubten sich mir regelrecht die Haare, ein Zittern überlief mich von oben bis

unten. Ohne zu wissen, was ich tat, zog ich mich an, stürzte hinunter und erwischte gerade noch Vati und Wolfgang, als sie Wohnung verließen, um zum Bahnhof zu gehen. „Ich komme doch mit“, rief ich. Ich weiß nicht, ob mir Mutti noch ein Brot zusteckte. Und im Zug hatte ich dann den Anfall vergessen.

Vati suchte den ganzen Tag vergebens nach einer neuen Bleibe für uns. Am Spätnachmittag wanderten wir die Straße hinunter, die vom Hunsrück durch die schönen Wälder nach Boppard führt. Sie mündet in eine Straße ein, die ich später täglich benutzte, als ich dort Dozent am Goethe-Institut war. Kurz vor der Stadt war in den frühen sechziger Jahren rechts im Berghang immer noch die Stahltür zu sehen, die sich hinter uns schloß, nachdem uns der Luftschutzwart in den Schutzraum genötigt hatte. Denn es hatte wieder Alarm gegeben; in der Ferne war das unheimliche Dröhnen der Geschwader, die vom Osten zurückkehrten, und das Gewummer der Einschläge zu hören. Nach der Entwarnung bestiegen wir gegen sechs Uhr den nächsten Zug, der aber in Kapellen-Stolzenfels anhielt, weil der Bahnhof von Koblenz unpassierbar war. Wolfgang und Vati liefen voran, ich kam die 5 km langsamer hinterher, gelangte in unsere Straße und glaubte erleichtert, daß nichts geschehen sei. Das Haus stand noch, wenn auch die Eingangstür fehlte. Als ich in den Hausflur kam, sah ich, daß die Kellertür ebenfalls weggesprengt war, die Treppe hinunter war von Geröll bedeckt, und ein riesiges Loch gähnte in der Hinterwand des Hauses.

Die Bombe muß schräg von hinten, wahrscheinlich durch das Fenster im ersten Stock,

hineingefallen sein und war in dem Raum vor dem Schutzkeller explodiert. Erst in diesem Jahr (2010) erzählte mir Jochen Schiel, der bei uns zu Besuch war, dass er damals die Bombe persönlich gesehen hatte. Er stand in der Roonstraße, als ein Tiefflieger von Süden her die Hohenzollernstraße mit Bordkanonen beschoss. Kurz bevor Jochen von einem Luftschutzwart in einen Keller gezogen wurde, sah er noch, wie der Kampfflieger die Bombe ausklinkte, die unser Haus traf. Da die Schutzraumtür offenstand, wurde durch den Druck die Decke angehoben und stürzte danach auf die Kellerinsassen hinunter. Unser Dienstmädchen Eva Masson, eine junge hübsche Französin aus Paris, die mit einem deutschen Soldaten verlobt war, war tot – Lungenriß –, Frau Even, unsere Flurnachbarin, ebenfalls. Mutti mit Gigi im Arm hatte mit dem Rücken zur Tür in der Mitte des Raums hinter dem Holzstempel gesessen, der die Decke abstützte. Der Balken zerbrach ihr zwar den Rücken, aber er hat ihr auch das Leben gerettet, denn er beschützte sie vor der herabfallenden Decke. Über dem Stuhl, auf dem ich zu sitzen pflegte, lag ein Ziegel- und Betonbrocken von der Größe eines Kleiderschranks.

Jemand berichtete mir, daß Mutti unter dem Schutt von einem Nachbarn ausgegraben worden sei. Sie habe ihm Gigi zugereicht, die gerade ihren letzten Atemzug getan hatte, sofort sei er mit ihr ins Evangelische Krankenhaus gelaufen, wo man sie wiederbeleben konnte. Wir trafen uns alle an ihrem und Gigis Krankenbett.

Ich war so betäubt, daß ich nur noch wie ein Automat reagierte. Es gab nichts mehr in mir, weder Schrecken, noch Anteilnahme, noch Mitleid,

noch Gedächtnis. Ich war hohl und starr wie eine leere Kiste. Der Tod unseres Dienstmädchens und unserer Nachbarin ging an mir vorüber, ich hatte keine Gefühlsregung mehr für irgendetwas übrig.

Plötzlich mußten wir das Nötigste in ein paar Koffer packen und zwei Tage später wurden Mutti, Gigi und ich zusammen mit anderen Ausgebombten nach Sonneberg in Thüringen „evakuiert“. Wolfgang fuhr wieder nach Mainz bzw. Rüsselsheim, und Vati blieb allein in der Wohnung zurück.

Im November gab dann eine Bombe dem Haus den Rest. Sie schlug wieder schräg ein und schuf ein Loch von 20 - 15 m Breite und Höhe, über dem noch das Behelfsdach schwebte. Zum Glück war Vati im Amt und nicht zu Hause. Es gelang ihm, ein paar Möbel zu retten, welche unversehrt in den Zimmerhälften standen, die nicht in die Tiefe gestürzt waren. Die Möbel kamen in ein Sammellager im Westerwald und wurden nach Kriegsende von den „Volksgenossen“ gestohlen und verkauft.

Bei der Nachricht vom Verlust unserer Wohnung heulte ich laut wie ein Schlosshund. Alles, was ich je besessen hatte, war weg, meine Spielsachen, Bücher, Bilderalben, Teddys, Stoffhunde - stimmt nicht ganz: ich fand Stroppi, meinen Lieblingshund im Schutt wieder, er hatte ein treues braunes Auge verloren und eine Pfote hatte er sich gebrochen, er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ein paar Jahre nach dem Wiedersehen warf ich ihn ungerührt in den Müll.

